

Die Februarkämpfe 1934 in Steyr in der Erinnerung eines Neunzigjährigen, oder aus der Sicht eines Zehnjährigen?

Stefan Zweig berichtet aus Wien über die bürgerkriegsartigen Ereignisse im Februar 1934, er habe nichts gesehen und auch nichts gewusst. Ich habe als zehnjähriger Zögling des Franziskanerkonvikts Vogelsang in Steyr auch nichts gewusst, aber viel gesehen. Schloss Vogelsang, damals Knabenkonvikt des Franziskanerordens, vom Waffenfabrikanten Werndl im Neo-Renaissancestil auf einer leichten Anhöhe inmitten der Stadt Steyr erbaut, bot einen günstigen Beobachtungsort vor allem für die Artillerieeinschläge in der Arbeitersiedlung auf der gegenüber liegenden Ennsleite. Dort hatte sich der Schutzbund, die Wehrorganisation der sozialdemokratischen Partei, in den Eckhäusern festgesetzt.

Montag, 12. Februar 1934, begann als Schultag wie jeder andere. In der kurzen Freizeit zwischen Mittagessen und Studium spielten wir in dem weiträumigen Park des Schlosses, als wir hinter dem eisernen Parkgitter Richtung Industriehalle plötzlich Protestrufe hörten und gleich darauf sahen, wie eine Handvoll aufgeregt diskutierender und gestikulierender Männer von einer Polizeieskorte, Gewehr mit aufgefanztem Bajonett im Anschlag, vor sich hergetrieben wurde. Niemand erklärte uns, was hier vorging, als wir bald darauf durch ein Pfeifsignal des Präfekten in den Studiersaal zurückgerufen wurden. Dort wurde uns nur streng aufgetragen, uns nicht in der Nähe der Fenster zur Stadtseite hin aufzuhalten. Dass etwas Außergewöhnliches im Gange war, wurde uns aber spätestens am nächsten Morgen während der Frühmesse in der Hauskapelle klar, als ein Maschinengewehr zweimal ziemlich lang und laut losbellte, fast gleichzeitig mit dem zweimaligen Läuten des Ministranten zur

Wandlung, dem liturgischen Höhepunkt der Messe. Diese Maschinengewehrsalven kamen aus dem nahen Wehrgraben, dem alten Industriezentrum der Stadt. Der Lärm, zum ersten Mal hörte ich Maschinengewehrfeuer, hat mich wohl sehr erschreckt. Der Priester jedoch zelebrierte weiter, als sei nichts gewesen. Er wird wohl gewusst haben, was da im Gange war. An diesem Tag fiel dann auch die Schule aus. Es kursierten Gerüchte über irgendeinen Putsch, mit denen wir, die zehn- bis zwölfjährigen Buben aber nichts anzufangen wussten. Gegen Mittag hörten wir dann Artillerieabschüsse aus der Gegend des Tabor, einer Anhöhe über dem Zusammenfluss von Enns und Steyr, an dessen Fuß das Realgymnasium lag, das wir am Vortag noch besucht hatten. Trotz Verbots schlichen wir uns immer wieder zu den stadtseitigen Fenstern wenn wir Abschüsse hörten und sahen dann auch Granateinschläge auf der Ennsleite. Eine explodierte auf dem unbebauten Wiesenhang darunter, eine andere kaum sichtbar weiter hin, dann aber traf eine das rechte Eckhaus der Arbeitersiedlung, wirbelte viel Mauerwerk und Staub auf. Dann ging es Schlag auf Schlag, fast alle Granaten Volltreffer in den Arbeiter-Wohnhäusern.

Schon am Montag waren die Schüler der Fachschule, die Nachmittagsunterricht hatten, nicht ins Konvikt heimgekommen. Man behielt sie in der Schule, weil der Weg zurück durch die Stadt wegen des Gewehrfeuers, das sporadisch von der Ennsleite auf Straßen der Stadt gerichtet war, sie eventuell gefährdet hätte.. Am Mittwoch, den 14. Februar, war nur mehr vereinzelt Gewehrfeuer zu hören. Am Abend kamen dann zwei Schüler der Maturantenklasse, die als Hilfspolizisten der Heimwehr oder Vaterländischen Front eingesetzt waren, zurück ins Konvikt. Sie wurden von uns Kleinen in ihren groben Uniformmänteln und mit ihrer Ausrüstung, Gewehr, Bajonett und Stahlhelm, groß bestaunt. Sie hielten es aber

offensichtlich unter ihrer Würde, uns Kleinen von ihren vermuteten Heldentaten zu berichten.

Allmählich sickerten dann in den nächsten Tagen, als wir wieder in der Schule mit Mitschülern aus der Stadt zusammentrafen, einige Informationen über die Ereignisse in der Stadt durch: Der Direktor der Waffenfabrick war in seinem Auto vor dem Fabriktor mit Dum-Dum Geschossen ermordet worden. Dum-Dum, das Wort wurde zum Inbegriff der Grausamkeit der – so die Sprachregelung -Putschisten. Man sprach jetzt auch von vielen Toten, vor allem dort, wo die Artillerie ihre Volltreffer erzielt hatte. Es sei Starhemberg, der Heimwehrführer gewesen, der der Artillerie des Bundesheeres auf dem Tabor, die Ziele vorgegeben habe, was entscheidend für die Niederschlagung des Putsches beigetragen habe. Unsere Sympathien waren ganz auf Seiten der Sieger!

Drei Wochen nach diesen Erlebnissen schreibe ich meiner drei Jahre älteren Schwester, die damals im Mädchenpensionat der Ursulinen in Linz, das sich schräg gegenüber dem Hotel Schiff an der Landstraße befand, dessen Erstürmung durch die Polizei die Februarkämpfe auslöste, eine Karte. Der Kurztext auf dieser Karte ist in seiner Banalität linguistisch aufschlussreich. Vermutlich hatte ich dann schon Kenntnis von den Vorgängen in Linz, wie aus meiner Formulierung– ist sie Frage oder Aussage? - zu entnehmen ist: “Ist es bei euch zugegangen. Wir hatten eine Woche keine Schule.“ Die Lakonie dieses Lageberichts darf nicht als Index der Bedeutungslosigkeit der jüngsten Erfahrung des Zehnjährigen verstanden werden. Der Linguist Roman Jakobson würde sie so erklären: Sprache funktioniert hier (Postkarte)nicht kommunikativ, sondern Kontakt festigend oder erhaltend. Es wäre daher verfehlt, daraus den Schluss zu ziehen, die Februar-Ereignisse wären für mich belanglos gewesen. Welche Spuren sie im Bewusstsein des

Zehnjährigen hinterließen, enthüllte erst die retrospektive Einsicht im Zuge der erzählenden Aufarbeitung der Lebensgeschichte des Verfassers. Dafür in Kürze nur zwei Beispiele: Knapp zehn Jahre nach Ennsleiten-Kanonade musste ich als Soldat lernen, wie man mit einem Schiffsgeschütz Treffer erzielt: Der erste Schuss ging meist zu weit, der zweite lag dann zu kurz, der dritte traf die von einem Schlepper an langer Leine gezogene Scheibe voll. Artilleristisch heißt das eine „Gabel“ schießen. Erst im Akt des Erzählens meiner frühen Jahre im Alter fiel mir dazu ein: Genauso hat sich die Artillerie auf dem Tabor unter Starhemberg auf die Ennsleite eingeschossen. Und dann die zwei MG-Garben, abgefeuert synchron zum Wandlungsläuten, wurden immer wieder in meiner Erinnerung wach, wenn ich mich an die auf mich gerichteten Feuerstöße eines gegnerischen Fliegers rückerinnerte. Erst in der rückschauenden Einsicht (Mark Freeman „Hindsight“) wurde für mich erkennbar, wie die Kindheitserlebnisse vom Februar 1934, mein späteres Verarbeiten gerade der traumatischen Erfahrungen im Kriege mitbestimmt haben müssen. Dass ich dabei immer glaubte, auf der Seite der Guten, der durch die jeweilige staatlich sanktionierte Seite des Rechts, zu stehen (Autoritäre Erziehung in Konvikt und Schule, politische Identifikation mit Ständestaat und Vaterländischer Front mit bruchlosem Übergang zur Hitlerjugend-Ideologie, dann Wehrmacht, die, wie ich glaubte, nur das Vaterland verteidigte!) hat das Gewissen lange davor abgeschirmt, mein Verhalten in meinen frühen Jahren zu hinterfragen. Diese Wagenburgmentalität ging zwar 1945 vollends in die Brüche. Aber erst als ich mich ernsthaft daran machte, die Geschichte meiner Kindheit und Jugend von der Warte des Alters zusammenhängend für die Abfassung meiner Autobiographie (*Verlust einer Jugend Rückschau eines Neunzigjährigen auf Krieg und Gefangenschaft* 2013), zu erzählen, wurde mir klar, wie sich hier ein roter Faden von den Anfängen der

Wirklichkeitserfahrung im Februar 1934 bis in die Gegenwart meines Alters verfolgen lässt. Dabei war die heute so gefällige Unterscheidung zwischen Täter und Opfer ein großer Stolperstein, der den Weg zu einer differenzierenden Sicht massiv verspernte. Wir Zeitgenossen waren oft Zeitzeugen von Geschehnissen, deren Bedeutung wir, abgestumpft durch Indoktrination meist nicht erkannten, dann auch manchmal Mittäter, überzeugt von der Rechtmäßigkeit unseres Tuns und schließlich, nicht selten als Folge unseres eigenen Verhaltens, Verfolgter und Opfer. Der amerikanische Psychologe Mark Freeman fand dafür den sehr treffenden Begriff, „the messiness of history“. Jemand der ehrlich sich bemüht, seine bewusst erlebte Geschichte, die für mich mit den Februar-Ereignissen 1934 begonnen hat, über Krieg und Wiederaufbau und all die Umbrüche dieser Jahre bis zu den Krisen der globalisierten Welt von heute reicht, zu erzählen, steht wohl vor einer schwierigeren, wenn nicht überhaupt unlösbaren Aufgabe als all die Memoirenschreiber früherer Generationen.